

Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 23 (1997)
Heft: 3

Artikel: Die Geschichte Eugens
Autor: Wäschle, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geschichte Eugens

Anhand einer Fall-
darstellung einer inzwi-
schen abgeschlossenen
Familientherapie wird
ein Einblick in das Den-
ken und Handeln eines
systemischen Familien-
therapeuten gewährt.

ROBERT WÄSCHLE*

Frau Elmiger (alle Namen von Perso-
nen wurden verändert) ruft kurz nach
Weihnachten des Jahres 1995 in mei-
ner Praxis an: Es gehe um den älteren
Sohn Eugen, der Drogenprobleme
habe. Sie habe meine Adresse von der
Drogenberatungsstelle erhalten. Da ich
zu diesem Zeitpunkt in Praxisgemein-
schaft mit einem Psychiater arbeite,
können die Kosten der Therapie der
Krankenkasse verrechnet werden. Ich
biete Frau Elmiger einen Termin für
ein erstes Gespräch an und schlage vor,
dass zu diesem Gespräch gleich die
ganze Familie erscheinen soll.

Das Erstgespräch

Eher misstrauisch – wie mir scheint – be-
trifft Eugen zwei Wochen später den
Therapieraum, als letzter nach Mut-
ter und Vater. Er ist ein gutaussehen-
der, schlaksiger 18-Jähriger, mit lan-
gen Haaren und Skater-Look. Mit
seinem feingeschnittenen Gesicht
gleicht er stark seiner Mutter, einer
grossgewachsenen schlanken Frau. Der
Vater ist ein kräftiger Mann, beim
Händedruck verschwindet meine
Hand fast in der seinen. Mein erster
Eindruck von ihm: Ein Bär.

* Robert Wäschle (1949), Psychologe, arbei-
tet als Therapeut und Supervisor in eigener
Praxis in Luzern. Er ist Mitglied des Ausbil-
dungsinstitutes für Systemische Therapie
und Beratung in Meilen.

Ein Erstgespräch soll bekanntlich

- Hoffnung vermitteln und Resignati-
on bekämpfen
- den Therapiekontext klären
- erste fallverstehende Hypothesen er-
möglichen, mittels welchen das prä-
sentierte Problem in Zusammenhang
mit familiären und lebensgeschicht-
lichen Themen gebracht werden kann
- eine Vereinbarung über das weitere
Vorgehen und die Rahmenbedingun-
gen der Therapie beinhalten

Diesen Leitlinien folgend beginne ich,
um die Anfangsspannung zu mildern,
mit einer Vorstellungsrunde, die mir im
übrigen auch wichtige Informationen
über die Lebenswelt der Familie gibt.
Die Mutter beginnt, indem sie zuerst
den jüngeren Sohn Meinrad entschul-
digt, der wegen einer schulischen Ver-
pflichtung nicht habe kommen können.
Sie selbst sei in einem Teilzeit-Pensum
als Verkäuferin tätig und sonst Haus-
frau. Die Familie lebe seit ihrer Heirat
vor zwanzig Jahren in einem Mehrfa-
milienhaus in K., einer grösseren Vor-
ortsgemeinde von Luzern. Auf ein Si-
gnal seiner Frau hin ergänzt Herr
Elmiger, dass er – ebenfalls schon 17
Jahre lang – als Lastwagen-Chauffeur
in einer Baufirma tätig sei. Dann be-
ginnt er sofort über Eugen zu klagen,
der nicht mit seinem Geld haushalten
könne. Ich unterbreche ihn vorerst, um
auch Eugen das Wort zu geben und
erfahre von ihm in knappen Worten,
dass er in einem Grossbetrieb im 3.
Lehrjahr als Maschinenmechaniker
arbeite. Voller Zorn wendet er sich
darauf seinem Vater zu und beginnt,
sich gegen dessen Vorwürfe zu vertei-
digen, bis die Mutter ihn unterbricht.
Auf meine Frage, was sie denn schon
angesichts der Drogenprobleme ihres
Sohnes alles unternommen hätten,
schildert die Mutter eine eindruckliche
Geschichte von elterlichen Bemühun-
gen, Hoffnungen, Ängsten und Enttäu-
schungen.

Die Drogengeschichte

1993 hatte Eugen zusammen mit Kol-
legen Heroin und Kokain zu schnup-
fen begonnen. Im April 94 hörte die
Mutter, wie Eugen am Telefon bei
einem Kollegen Heroin organisierte.
Sofort wurde der Hausarzt alarmiert
und mit dessen Hilfe ein Entzug da-
heim durchgeführt, denn Eugen war
durch seinen regelmässigen Konsum
auch körperlich abhängig geworden.
Nach erneutem Heroinkonsum zwei
Wochen später wurde der Entzug wie-
derholt; nach einem erneutem Rück-
fall wurde Eugen ins Regionalspital
zum stationären Entzug eingewiesen.
Am zweiten Tag des Spitalaufenthalts
brach Eugen den Entzug ab und ging
nach Hause. Nach massiven Gewalt-
ausbrüchen zwischen Vater und Sohn
und Drohungen Eugens, er werde aus
dem Fenster springen, wurde Eugen
mittels Fürsorgerischen Freiheitsent-
zugs in die Kantonale Psychiatrische
Klinik gebracht und dort nach
sechs Tagen gegen Verzichtsschein en-
lassen.

Daraufhin erfolgte eine ambulante
Therapie bei Dr. B., einem in Drogen-
fragen engagierten Allgemeinprakti-
ker. Nachdem Eugen diese Termine
nicht mehr eingehalten hatte, meldete
sich die Mutter bei der Drogenbera-
tungsstelle – gegen den Willen von Eu-
gen, der explizit wünschte, dass man
ihn endlich in Ruhe liesse.

Beim Erzählen wird mir deutlich, wie
sehr das Ereignis der Zwangseinwei-
sung, das inzwischen drei Monate zu-
rückliegt, die Eltern und Eugen be-
schäftigt, und wie die Eltern sich
hilflos und schuldig fühlen angesichts
der Erbitterung von Eugen über diese
Massnahme. Ihr grösstes Anliegen
sei es – und auch ein wichtiger Bewe-
grund für die Anmeldung bei mir –
dass solches nie mehr geschehen
müsse.

Eine Problemdefinition

Die höchst ambivalente Bereitschaft von Eugen, auf Drogen zu verzichten, erscheint mir typisch für den Beginn einer Therapie: Motivation ist in den meisten Fällen nicht die Voraussetzung für eine Therapie, sondern vielleicht die Folge davon. Eugen hat das Glück, hartnäckige und sich sorgende Eltern zu haben, die bereit sind, um ihren Sohn zu kämpfen; auf diese Weise haben sie auch erreicht, dass Eugen trotz seines Unwillens mit ins Gespräch gekommen ist. Aber wie können sie die Entwicklung noch nachhaltiger beeinflussen? Und wie könnte Eugen seine Entwicklung beeinflussen, wenn er seine Drogenabhängigkeit einmal unterschiedener bekämpfen möchte. Es ist ja gerade kennzeichnend für die Sucht, dass in kritischen Situation das «Es», die Sucht, das Reissen, mächtiger sind als alle zuvor gefassten Pläne und alle Vorsätze. Was in einer Therapie – stationär oder ambulant – erreicht werden kann, ist die Stärkung des Selbstheilungspotentials. Nur Menschen mit einer Perspektive können ein Suchtproblem überwinden; Menschen, die bei aller Beeinträchtigung ihrer Autonomie, sich als eigenständige und kompetente Personen wahrnehmen; Menschen, die sich von andern Menschen geliebt fühlen.

Aus diesem Grund geht es mir in meiner Arbeit mit der Familie Elmiger nicht in erster Linie darum, den Drogenkonsum kontrollieren zu können, denn dies ist ein Mythos, dem wir Helfende immer wieder gerne erlegen. Es geht mir darum, den Drogenkonsum soweit zu stabilisieren, dass für Eugen Autonomieschritte möglich werden. In sehr vielen Fällen ist die Voraussetzung dazu eine stationäre Therapie mit ihrem stabilen Umfeld oder eine Methadon-Substitution.

Die Schicht ist noch zu dünn

Um dieses Konzept zu erläutern, verwende ich ein Bild, das mir spontan in den Sinn kommt – angesichts der kalten Jahreszeit, in der unser Gespräch stattfindet: *«Die Situation von Eugen erinnert mich an den Rotsee in diesen Tagen. Sie wissen, dass der Rotsee am zufrieren ist, dass er schon ganz von Eis bedeckt ist. Aber das Eis ist erst 10 cm dick, und es hat noch nicht die Dicke erreicht, die es tragfähig macht. Genau so bei Ihnen, Eugen: Sie haben damit, dass Sie im Moment keine Drogen konsumieren und damit, dass Sie bereit waren zu diesem Gespräch, viel geleistet; das Eis ist dicker als noch vor einigen Monaten. Aber damit es wirklich tragfähig wird, muss Ihre Belastbarkeit, ihre Eigenständigkeit, ihre Entscheidungsfähigkeit weiter gestärkt werden. Das ist zu einem grossen Teil Ihre Sache, aber auch (zu den Eltern gerichtet) Ihre Sache: dass Sie Eugen weiterhin unterstützen können, ihm aber auch Selbständigkeit, auch in den kleinen Dingen, zutrauen und zumuten. Und das wird hier unsere Aufgabe sein – weniger ein kurzer Sprint als ein Langstreckenlauf, der etwas Ausdauer erfordert. Und das ist es, was ich Ihnen anbieten kann: Einen langen Atem.»*

Die Therapiegrundlage

Auf vier Punkte dieses Abschlusskommentars möchte ich hinweisen: Erstens steht nicht der Drogenkonsum im Zentrum, sondern die Verantwortung und die Eigenständigkeit von Eugen. Auf diese Weise wird das Problem umformuliert, wobei in der Therapievereinbarung allerdings Urinproben vereinbart werden, damit die Drogensituation transparent wird. Zweitens bekommen auch die Eltern eine Aufgabe, die sie aktiv gestalten können.

Damit werden sie bestätigt in ihrer Fürsorge für Eugen und nicht als Personen gesehen, die etwas falsch gemacht haben oder die verstrickt oder überfürsorglich waren oder wie diese schrecklichen Wörter alle heissen. Andererseits werden sich auch herausgefordert, Eugen mehr Eigenständigkeit zuzumuten. Drittens vermeidet es der Therapeut, sich selbst unter Druck zu setzen, indem er die Qualität seines Beitrags nicht von einem raschen Erfolg abhängig macht. Viertens bietet er – im Sinne des Meilener Konzepts der «Therapie als Fallverstehen in der Begegnung»¹ – nicht nur Wissen und handwerkliches Können an, sondern auch affektive Begegnung («einen langen Atem»).

Das zweite Gespräch

10 Tage später treffen wir uns zum zweiten Gespräch. Wieder fehlt Meinrad – mit Erlaubnis der Eltern. Die Situation hat sich etwas entspannt, das Eis ist etwas tragfähiger geworden; zumindest ist es nicht geschmolzen.

Da kein spezifisches Anliegen formuliert wird, benutze ich die Gelegenheit, etwas von der Familiengeschichte zu erfragen: *«Können Sie mir erzählen, wie es für Sie war, als Sie im gleichen Alter waren wie Eugen heute?»* Entgegen dem üblichen Muster beginnt Herr Elmiger. Er erzählt eine Geschichte. Lebenshaltungen («Sinnstrukturen») werden mittels Geschichten vermittelt; es ist demzufolge nicht beliebig, welche Geschichten erzählt werden. Die Geschichte, die Herr Elmiger erzählt, handelt von einer vergangenen Welt, aber Herr Elmiger erzählt sie, als sei sie gestern passiert – mit grosser Präsenz: *«Bei uns (zur Erinnerung: Er ist in der gleichen Vorortsgemeinde aufgewachsen) war eben noch alles anders. Da hatte der Herr Pfarrer noch das Sagen. Wehe wenn*

Genogramm Familie Elmiger

Josef 1912-1980
Landwirt

Frieda 1917

Max 1928-1960
Dreher

Marie 1930

1943

1952

Josef 1944

Ruth 45

Ida 47

Kurt 50

Max 54

Peter 55

Alois 1952
Chauffeur

Josy 1955

Romy 1956

Margrit 1957

Bernadette 1953
Hausfrau/Verkäuferin

79

81

Eugen

Meinrad

...und die der Mutter

Der Druck wächst

Zur Zeit des fünften Gesprächs Ende März hat Eugen wieder begonnen, Heroin zu konsumieren; dies zeigen die Urinproben an, und dies bestätigt er auch selbst. Die Eltern sind bestürzt, möchten, dass Eugen eine stationäre Therapie macht. Eine solche Möglichkeit schliesst Eugen allerdings kategorisch aus – es zeigt sich in der Diskussion darüber, dass er mit der Ausnahme eines Schullagers noch nie auswärts geschlafen hat und dass ihm die Vorstellung, mit andern Men-

Dass Herr Elmiger zu seiner Jugend diese und nicht eine andere Geschichte erzählt, lässt sich erhellen, wenn wir das Genogramm, die graphische Darstellung der Familienbiographie, der Familie Elmiger näher betrachten.

Herr Elmiger ist als fünftes von sieben Kindern auf einem Bauernbetrieb in K. aufgewachsen. Der kleine Hof, am Fuss des Pilatus gelegen, bot eine knappe Existenz. Die tägliche Arbeit stand im Zentrum, Bildung galt wenig. Deshalb konnte Alois, wie seine älteren Geschwister, nie eine Lehre absolvieren. Die Familie blieb einer traditionellen kleinbäuerlichen, stark katholisch geprägten Lebensform treu, wenig beeinflusst von der rasanten Modernisierung, welche die Gemein-

Kein Wunder, dass Themen wie Ablösung von daheim und Eigenständigkeit, Heimat und Fremde, aber auch Gehorsam und Korrektheit für Herrn Elmiger eine ganz eigene Prägung ha-

schen den Alltag zu teilen, sehr fremd ist.

Während der Vater vehement dafür eintritt, Eugen kein Geld mehr zu geben, gibt die Mutter ihrem Sohn immer wieder 20 oder 30 Franken, um «Schlimmeres zu verhüten». Der Druck auf Eugen und seine Eltern erhöht sich zusätzlich, weil der Arbeitgeber von den Drogenproblemen Eugens erfährt und ihm ein Ultimatum gestellt hat.

Im siebten und im achten Gespräch im April gibt Eugen zu verstehen, dass er Methadon will. Nach eingehender Diskussion befürworten die Eltern eine dreimonatige Methadon-Überbrückung bis zu den Sommerferien; dann soll Eugen einen weiteren stationären Entzug machen. Eugen willigt ein, wie er wohl in alles eingewilligt hätte, was ihm etwas Luft verschafft, denn er und die Eltern werden telefonisch von Dealern, denen er Geld schuldet, bedroht.

Sollen die Eltern Eugen Geld geben?

Beim zehnten Gespräch im Mai läuft die Methadon-Substitution, doch Eugen konsumiert weiterhin Heroin. Er organisiert sich für Ende Juni einen Platz in einer Entzugs-Institution, die einen Gruppenentzug anbietet. Weil der Vater Eugen kein Geld mehr gibt, herrscht eine ausgesprochen aggressive Stimmung zwischen den beiden, und es kommt wiederholt zu Tätlichkeiten. Mit dem Vater vereinbare ich ein Programm des Ausweichens, für den Fall dass er sich so provoziert fühlt, dass er gewalttätig werden könnte. Dies klappt ganz gut: Die Eltern setzen sich ins Auto und fahren herum, bis sich die Lage daheim und sie sich selbst etwas beruhigt haben.

Die Mutter kann sich nicht vorstellen, Eugen kein Geld mehr zu geben. Sie

fühlt sich in einer ausweglosen Situation gefangen. So schwierig es für alle Beteiligten – und auch für mich – ist, die Situation zu ertragen, so bin ich doch überzeugt davon, dass ich nicht die richtige Lösung habe. Das Dilemma der Eltern ist nur dann zu lösen, wenn sie selbst aufgrund ihrer eigenen Präferenzen Entscheidungen treffen können. Ich bin sicher, dass sie ihre Entscheidungen treffen werden, wenn sie nur in der Diskussion miteinander, aber auch mit mir bleiben, auch wenn sie sich vorerst noch im gleichen Tanzschritt drehen.

Eingefahrene Muster beginnen sich aufzulösen...

Zur Zeit des zwölften Gesprächs Ende Juni tritt Eugen programmgemäss in die Entzugs-Institution ein – zur grenzenlosen Erleichterung der Eltern, die von den Auseinandersetzungen mit Eugen, aber auch von ihren Ängsten völlig erschöpft sind.

Drei Tage später verlässt Eugen den Entzug und kehrt zurück nach Hause, obwohl ihm die Eltern für diesen Fall angekündigt haben, dass er dann wieder in die Psychiatrische Klinik zu gehen hätte. Aber davon ist vorerst nicht mehr die Rede – der alte quälende Zirkel etabliert sich wieder. Inzwischen hat Eugen seine Stelle verloren – das Lehrverhältnis ist sistiert worden.

Im Laufe des dreizehnten Gesprächs Ende Juli kommt es zu einem dramatischen Moment: Als Eugen Geld verlangt, um in die Ferien gehen zu können, kann die Mutter, die dieses Ansinnen wie ihr Mann als Unverschämtheit empfindet, Eugen in einer andern Art und Weise wahrnehmen. Sie sieht ihn nicht mehr nur als Opfer, sondern auch als Täter. Dieses Ansinnen verletzt alles, was sie und ihr Mann an Werten hochhalten: Ehrlichkeit, Sparsamkeit, Arbeitswille.

Und die Eltern reagieren mit Wut...und einer grossen Klarheit. In einfachen Worten teilt die Mutter Eugen mit, dass sie von ihm den Eintritt in die psychiatrische Klinik verlangten, dass sie ihm dafür 10 Tage Zeit gäben, und dass sie sonst die Schlösser ihrer Wohnung wechseln und ihn nicht mehr weiter bei ihnen wohnen lassen würden. Vermutlich ist es weniger der Inhalt der Botschaft, die Eugen aufhören lassen, sondern die affektive Veränderung vor allem der Mutter.

...und ermöglichen eine Wende

Eugen tritt in die Klinik ein und organisiert sich selbständig einen Platz in einem Familien-Plazierungsprojekt – nicht in einer therapeutischen Institution, deren Kultur er weiterhin ablehnt, sondern in einer Situation, die in einem gewissen Sinne ein Zurück zu seinen familiären Wurzeln beinhaltet und die kompatibel ist mit den Zentralwerten seiner Familie.

Im Moment (Frühling 1997) befindet sich Eugen immer noch bei seiner Gastfamilie – er hat inzwischen seine Lehre wieder aufgenommen und wird sie im Sommer dieses Jahres abschliessen. Drogen spielen nach Auskunft aller Beteiligten seit dem Entzug im August letzten Jahres keine Rolle mehr.

Die beiden letzten Gespräche mit den Eltern führte ich Ende des letzten Jahres. Die beiden diskutierten miteinander Zukunftsvisionen, die durch die Auseinandersetzungen der vorhergehenden Zeit völlig blockiert waren. Es zeigte sich für mich, dass diese beiden Menschen sehr gut mit ihren unterschiedlichen Ansichten und Temperamenten umgehen können, dass sie aber Zeit brauchen, sich neu zu orientieren. ■

¹ siehe Welter-Enderlin & Hildenbrand, 1996: Therapie als Fallverstehen in der Begegnung